Haus und Welt

Ein Tag

Mir stirbt ein Tag an jedem Abend,
mit ihm vergeht ein Teil von mir,
und so mich langsam selbst begrabend,
verwirke ich das Leben hier.

Zwar halten mich noch viele Bande;
so schweb ich zwischen Her und Hin;
Bis ich dann ganz hinüberlande
Und ganz und losgelöst auch bin.

Der Antrag

An diesem Abend drehte sich Werotschka ganz besonders lange vor dem Spiegel. Zweimal änderte sie ihre Frisur, puderte ihr Gesicht, zupfte an ihrem Kleide und war überhaupt sehr aufgeregt.

Ein besonderes Vorgefühl sagte ihr, daß gerade heute etwas Wichtiges und Entscheidendes geschehen würde. Semjon Kondratjewitsch hatte gestern solche „Hundeaugen" wie er sie bisher nie gehabt hatte, und dann hatte er ihr zum Abschied schrecklich lange die Hand gedrückt und geseufzt.

Werotschka sprengte das Zimmer mit billigem Parfüm ordnete noch einmal das Sofakissen und wollte gerade irgendein geöffnetes Buch auf den Tisch legen, als im Vorzimmer die Glocke ertönte.

„Eins... zwei... drei... vier. Das ist er!"

In Kostrizyns Händen bemerkte Werotschka ein kleines mit buntem Bändchen verschnürtes Paket und einen zusammengerollten Bogen Papier.

„Was haben die da, Semjon Kondratjewitsch?"

Kostrizyn wurde verlegen.

„Das ist für Sie, Wera Nikolajewna, Marzipankartoffeln. Ich glaube, Sie essen sie gern?"

„O ja! sehr! Wie lieb von Ihnen! Und was haben Sie dort?"

Semjon Kondratjewitsch drückte die Papierrolle an sich.

„Das ist .. so... das ist... nichts..."

„Irgendwelche Papiere?"

„J—ja... so etwas wie Papiere..."

„Etwas Geschäftliches?"

„N—nein... nur so..."

„Ist das auch für mich?"

Kostrizyn schwieg und stopfte das Papier verlegen in die Seitentasche.

„Nun gut. Semjon Kondratjewitsch; ich werde gleich den Tee herrichten und nachher zeigen Sie mir, was Sie da haben. Gut?"

Und Werotschka begann mit den Tassen in dem kleinen Schränkchen zu hantieren. Der Samowar war längst bereit und stand fünf Minuten später dampfend auf dem Tisch neben den belegten Brötchen und den Marzipankartoffeln.

„Nun, jetzt zeigen Sie mal was Sie da haben."

„Mir ist es wirklich so peinlich, Wera Nikolajewna."

„Was ist denn da peinlich? Sie haben es doch für mich gebracht! Nun? Was haben Sie denn? Gedichte? Ja? Hab ich's erraten?"

„N—nein, keine Gedichte."

„Ja, warum werden Sie denn rot, wenn es keine Gedichte sind?"

Kostrizyn errötete noch mehr.

„Sehen Sie, Wera Nikolajewna, ich war hier auf einem Diskussionsabend, da wurde über Familie und Ehe gesprochen. Und da hat eine Frau etwas gesagt, das hat mir sehr gefallen. Und da habe ich also..."

„Nun?" und Wera Nikolajewnas Blick wurde weicher.

„Da habe ich mich also entschlossen... Entschlossen, nach Ihren Worten zu handeln... Lesen Sie, was hier steht."

Und Kostrizyn reichte Werotschka das Blatt, ging zum Fenster und begann mit dem Finger an die Scheibe zu trommeln.

Ehelicher Arbeitskontrakt!

Wir, Endesunterzeichnete, Bürger Kostrizyn, Semjon Kondratjewitsch, und Bürgerin Pekarskaja, Wera, Nikolajewna, schließen untereinander folgenden Vertrag:

1. Wir verpflichten uns, als Mann und Frau zusammenzuleben mit allen daraus entstehenden Konsequenzen.

2. Die Bürgerin Pekarskaja verpflichtet sich zu dem Bürger Kostrizyn überzusiedeln, zu welchem Zweck er, Kostrizyn, sich verpflichtet, eine entsprechende Behausung zu beschaffen.

3. Der Bürger Kostrizyn verpflichtet sich zu Arbeiten und die Kosten des Lebensunterhaltes nicht unter der 15. Lohnkategorie aufzubringen. Die Bürgerin Pekarskaja verpflichtet sich, im Falle, daß sie den Dienst quittiert, zur Uebernahme der Haushaltungspflichten, als da sind: die Zubereitung des Essens, die Sorge um die Kleidung, die Sauberhaltung der Wohnung usw.

Anmerkung: Mit der Sorge um die Kleidung, sind nur die kleinen Arbeiten gemeint: das Annähen von Knöpfen, das Stopfen der Socken u. a. m. Das Waschen der Wäsche und das Scheuern der Fußböden wird durch besondere, in Dienst genommene Personen ausgeführt.

4. Die Anschaffung von Kindern wird von beiden Teilen gemeinsam durch einen besonderen Vertrag geregelt, jedoch frühestens anderthalb Jahre nach Abschluß dieses Vertrages.

5. Der Bürger Kostrizyn verpflichtet sich, mindestens zweimal im Monat gemeinsam mit der Bürgerin Pekarskaja das Theater oder ein sonstiges Vergnügungslokal zu besuchen.

6. Das Abstatten von Besuchen und der Empfang von Besuch muß nach einem von beiden Teilen gemeinsam aufgestellten Verzeichnis der Bekannten streng geregelt werden.

Anmerkung: In einzelnen Fällen darf diese oder jene Person nachträglich eingefügt werden.

7. Im Falle der Abwesenheit einer der beiden vertragschließenden Personen verpflichten sich beide Teile einander Nachricht zu geben, wohin sie gehen und wann sie wiederkehren.

Der Vertrag enthielt im ganzen 150 Punkte, die Anmerkungen nicht mitgerechnet.

Als Werotschka bis zum 28. Punkt gelangt war, welcher von den „intimen ehelichen Pflichten" handelte, warf sie das Papier zu Boden sprang brüsk vom Stuhl auf und begann die Marzipankartoffeln aus dem Schälchen in die Schachtel zurückzuschütten.

„Bitte! Nehmen Sie Ihre Kartoffeln und gehen Sie! Und lassen Sie sich hier nicht mehr blicken! Hören Sie?".

Kostrizyn zog den Kopf in die Schultern, hob das zerknitterte Papier vom Boden und schlich errötend seitlich zur Tür.

„Ich verstehe wirklich nicht... Es ist ja nur ein Projekt... Sie konnten ja Aenderungen vorschlagen... Ich bin zum Beispiel bereit, was den 28. Punkt betrifft..."

Werotschka hielt es nicht aus — sie hielt sich die Ohren zu und kreischte hysterisch:

„Hinaus! Elendes Gewürm! Hinau—au—aus!"

Im Vorzimmer brummte Kostrizyn noch lange und murmelte etwas von hysterischen Weibern, die ihr eigenes Glück nicht begriffen.

„Zum Teufel mit ihr! Werd' schon eine andere finden eine erwachte Frau!"

Wunder der Technik

Aegyptenreisende sind meist Vergnügungs- und Erholungsreisende. Sie dringen nur selten im Süden weiter in das Land vor, als höchstens bis Assuan, denn in Schellal hört die ägyptische Eisenbahn überhaupt auf. Wer dann weiter will, der muß auf dem Nildampfer bis Wadi-Halfa fahren, der ersten Station der sudanesischen Bahn. Und doch sollte man die kleinen Unbequemlichkeiten der Reise bis Khartum auf sich nehmen, denn die Engländer haben hier tatsächlich Vorbildliches geschaffen was Straßenbau und Verkehrswege anbetrifft, und Khartum ist unter

ihrer Herrschaft zu einer ganz modernen unafrikanischen Stadt geworden. Man schreitet über den althistorischen Boden, auf dem der Mahdi seine Kämpfe ausgefochten hat. Wer einmal hier ist und in Khartum selbst die restlose Kulturarbeit der Engländer bewundert, die breiten, schöngepflegten Straßen durchschreitet, dem wird es ein Bedürfnis sein, noch einige hundert Kilometer weiter ins Land zu dringen um das Werk zu sehen, das den Höhepunkt moderner Kulturarbeit im Lande der Pyramiden darstellt, die Riesentalsperre von Makwar. Und wohl jedem, der vor dem Wunderwerke neuester Technik steht, wird es einleuchten, daß die politische Bedeutung des Staudammes noch weit überragender ist, als seine wirtschaftliche. Denn mit der Talsperre von Makwar hat England den Schlüssel zu Aegypten in der Hand. Wenn sie auf Englands Befehl die riesigen Schleusentore des Stauwerkes schließen, dann ist Aegypten im Sommer ein dem Verderben preisgegebenes Land.

Von Khartum gelangt man zunächst nach Sennar, das 225 Kilometer davon entfernt liegt und weitere 10 Kilometer davon liegt Makwar, einst ein unbekanntes Eingeborenendorf, heute eine kleine, nette Stadt, von fast europäisch anmutendem Aussehen. Hier ist die Gezirah Irrigation, die technische Leitung der gewaltigen Bewässerungsanlage.

Die Höhe des Staudammes der um etwa 10—12 Meter die Wasserfläche überragt, beträgt 39 Meter. Es mußte eine Baugrube von etwa 30 Meter Tiefe ausgeschachtet werden, bis man auf den mit der Erde verwachsenen Fels stieß, der geeignet war, ein Gewicht von 1 Million Tonnen zu tragen. Tag und Nacht wurde hier gearbeitet und 90 000 Menschen widmeten ihre volle Arbeitskraft dem Bau der Talsperre. Die mächtigen Steinquadern sind unendlich fein ineinander gefügt. Es erstand auf dem ausgetrockneten Boden Aegyptens, hinter den Mauern des Staudammes plötzlich ein See, der dreimal so groß ist wie der Genfer See, und das ihn umgebende Land in blühende, fruchtbare Erde umwandelte.

Die Dammkrone, die eine Breite von 7 Meter hat, kann man in ihrer vollen Länge von 90 Kilometer im bequemen Kraftwagen wie eine schön gepflegte Straße befahren. Das Auge sieht dabei über das verzweigte Netz der das Land durchziehenden Kanäle und Nebenkanäle und wieder abzweigenden Feldkanäle mit Schleusen und Regulatoren.

Schon wenn dieser gewaltige Staudamm bei uns stände, würde er das gewaltigste Aufsehen erregen. Aber dort im wasserarmen Boden des Sudans, unter den sengenden Strahlen einer glühenden Tropensonne inmitten der Wüste, dort wirkt er als modernes Weltwunder neben den Pyramiden, gewaltig und zauberhaft zugleich.

Nur wer das Land durchreist, vermag die Magie der modernen Technik begreifen, die dem Wüstenboden Blumen gab und dem Eingeborenen den Anbau von Kulturpflanzen ermöglichte.

Lange Jahre mühseliger Berechnungen und intensivster Arbeit fanden mit der Vollendung des Hollandtunnels in New York ihren erfolgreichen Abschluß. Die Gesamtlänge dieses Riesentunnels, über dem die Wellen des Hudsons rauschen, beträgt 2319 Meter, also nicht viel weniger als 3 Kilometer. Er verbindet New York mit Jersey City. Der eigentliche Unterwasserteil des Tunnels ist 1669 Meter lang, die Distanz zwischen den beiden Lüftungsschächten, die noch von den Wassern des Flusses umspült werden, beträgt 1028,40. Schon diese Zahlen beweisen den unerhörten Kolossalbau des Tunnels. Es bestehen wohl auch anderwärts in New York Unterwassertunnel. Wir haben auch in Hamburg die gewaltige Untertunnelung des Hafens, doch kann sich keines der erwähnten Bauwerke auch nur im entferntesten mit der Hudsonuntertunnelung messen.

Jede Fahrtrichtung des Hollandtunnels hat zwei Fahrbahnen: eine für die schnelleren Fahrzeuge wie Personenkraftwagen, Motorräder usw., die andere für Pferdefuhrwerke und schwerbeladene Kraftwagenfahrzeuge. Die 20 Fuß breite Fahrbahn erlaubt es, daß beide Arten Fahrzeuge ohne Schwierigkeit aneinander vorbeifahren können, und die Höhe des Tunnels, welche 4,74 Meter beträgt, erlaubt auch hochbeladenen Möbelfahrzeugen das Passieren. Durch die Trennung der beiden Fahrtrichtungen ist eine Kollisionsgefahr so gut wie ausgeschlossen und die Aus- und Einfahrt der Tunnelbahnen ist absichtlich auseinandergelegt, um Verkehrsstockungen zu vermeiden.

Das schwierigste Problem sahen die Erbauer in der Ventilation des Tunnels. Für unterirdische Wege in diesem Ausmaße standen keine Beispiele zur Verfügung. Man hatte weder die Erfahrung noch die wissenschaftliche Forschung zur Seite. Es handelte sich außerdem nicht nur um die Zuführung frischer Luft, sondern auch um die Ableitung der verbrauchten Luftmassen und der Motorgase. Ein überaus kompliziertes System der Ventilation wurde geschaffen und die Ergebnisse unter Verwendung von Rauchbomben geprüft. Der röhrenförmige Bau der Tuben ist in drei Teile getrennt. Den größten Teil, das ziegelförmige Mittelstück, nehmen die Fahrbahnen ein, durch den oberen Kreisschnitt wird die verbrauchte Luft abgezogen, durch den unteren die frische Luft geführt. Riesenturbinen und Pumpen sind in den Ein- und Ausganggebäuden untergebracht.

Der Vater des New-York-New-Jersey-Tunnels ist der Ingenieur Clifford M. Holland. Er hat die Vollendung seines Lebenswerkes nicht mehr beobachten können, da er am 27. Oktober 1926 starb. Man hat behauptet, der Kampf mit den Elementen habe ihn dahingerafft. Tatsache ist, daß der Bau des Tunnels viele Todesopfer, darunter mehrere Ingenieure, gefordert hat.

Aber es ist nur recht und billig, daß man diesem gewaltigsten Erzeugnis menschlicher Baukunst den Namen dessen gegeben hat, der den kühnen Plan faßte und unbeirrt bis zu seinem Tode durchgeführt hat. Die Baukosten machen den Riesenbetrag von 48 000 000 Dollar aus. Man rechnet mit einem stündlichen Verkehr von 3800 Fahrzeugen. Die Beleuchtung ist so angebracht, daß sie die Fahrbahn indirekt beleuchtet und nicht blendet.

Der Bau einer ähnlichen Unterführung wird in diesen Tagen projektiert. Man hofft mit den Erfahrungen beim Bau des Holland-Tunnels manche Schwierigkeiten zu vermeiden.

Vision der Großstadt

Von Erwin Frehe.

Fünf Tage und fünf Nächte schweifte Aloys ruhelos durch das steinerne Labyrinth der großen Stadt, schlief manchmal auf Parkbänken oder den Schuttabladeplätzen draußen in der Vorstadt, schreckte furchtsam auf, wenn mitternächtig das Hupen eines einsamen Autos an sein Ohr drang, wanderte dann wohl schlaftrunken die morgenfahlen Straßen zurück und konnte dabei noch träumen, daß er jetzt wie früher ins vertraute, behagliche Bureau gehe. Wie früher... Die Musik solcher Worte klang auf aus verschollenen, unterirdischen Gründen, früher. Gestern schlug ihn der Tag zum Bettler: die tausend Fenster starrten, glotzen herab, Gardinen bewegten sich, ein Kind hüpfte im kahlen Hof, er sang — ah! Schluchzend fühlte er das das träumerisch: Einst farblos zerrinnen.

Von der kümmerlichen Flamme des Lebenswillens aufrechterhalten, lüstete es den Herberglosen in der sechsten Nacht nicht nach Schlaf.

War das denn nicht ein viehischer Käfig... Auf einer Flußbrücke stehend, schaute Aloys in Schwärze und Finsternis, bis die verschwommenen Umrisse der Häuser und Werke vor seinen Augen tanzten. Wo war hier noch Freiheit!

Es durchzitterte ihn unvermittelt: was mußte es doch für eine tolle Freude sein, die herrischen Türme und Steinfenster mit einem Schlage der Faust zertrümmern zu können! Selbst ein Berserker zu sein, der den höhnischen umrennt, daß er zerschmettert niedersinkt und den gestohlenen Raum freigibt, die uferlose Ferne!

Aloys starrte sinnend in das fließende Wasser. Unruhig bewegte sich sein Körper im Takt der Gedanken. Die Hände schnellten gestikulierend durch die Luft. Auf den dämmernd verhüllten Wasserspiegel niedersehend, hetzte manchmal ein Schwall gemurmelter Worte aus seinem Munde, klang flüsternd wieder ab. Er streichelte die Luft, koste wehmütig mit den Fingern ein Gestaltloses und hieb dann wieder mit der Länge des Armes grollend zu. Von solchem selbstvergessenen Tun beherrscht, achtete er nicht, daß von der anderen Brückenseite, im Lichtkegel einer flimmernden Laterne, ein fremder Beobachter ihn stumm beargwöhnte.

Wie sollte er auch — da er doch im Netz eines ungeheuren Erlebnis einsam gefangen lag! Wie ging es nur zu, daß er von diesem erbarmungslosen Gefängnis aus die Jahrhunderte wie Terrassen hinunter wandern konnte, lachenden, versunkenen Welten zu... In die schönen, wilden Urtage zurück, deren herber, gesättigter Rauch näherkam... Und der Schauer schüttelte Aloys belend. War er nicht einst auf der Tierfährte durch wuchernde, üppige Schachtelhalmwälder getaumelt, im Troß der beutegierigen Gefährten, von der fressenden Glut des Sonnenballs grimmig verfolgt? Und war das nicht alles wie gestern, da sie wachsam äugend durch die Riesenfurt des seichten Schlammeeres stiegen — eine karge Heimat starb verlassen hinter ihnen —, und das Rauschen, Brausen, Brüllen der gepanzerten Widersacher schon im Klingen des Windes lag, in der Sturmmelodie hünenhafter Wälder... Zwischen Tod und Triumph gespannt zogen sie unter klaren, azurn gehämmerten Himmeln dahin, von einer Ferne in die andere, jeden Herzschlag erobert im Kampfe mit einem lauernden Verhängnis... Und jetzt, ja jetzt verfaulte er in einem Grab, daran eine leuchtende Vergangenheit regenbogenfarbig versprühte und verschäumte...

Plötzlich stand der Fremde vor Aloys, zog den Hut, sprach leise, gezwungene Worte und lehnte sich, wie er, an das schmale Geländer der Brücke. Lastendes Schweigen, da Aloys nicht antwortete, überging er lächelnd, nur daß der Klang seiner Stimme überging von absichtsloser, plaudernder Färbung zu mahnendem, eindringlichem Ernst, als wolle er Besitz und Macht über den seltsam Versunkenen ergreifen. Sanfte, besorgte Worte hörte Aloys, schmeichelnd, gaukelnder Seligkeit voll umwuchsen sie ihn: aber er schwieg. Der dunkle Unterton des rauschenden Stromes füllte die Pausen aus, da auch der Fremde still war. Aber er sagte es nach den belanglosen Auftakten noch: daß der Fluß hier reißend und tief sei, ja, er machte eine halbe, beschwörende Andeutung, daß es unsinnig wäre, dem Schicksal, das uns alle schlägt, auf solche Art zu begegnen die Welt hätte Raum für alle... Da jedoch seiner Eindringlichkeit nur ein beharrliches Schweigen entgegengesetzt wurde, wandte er sich ungewiß grüßend zum Gehen, blickte vom Damm der Straße noch einmal prüfend zurück — und entschwand achselzuckend im Häuserschatten

Wieder ruhte Stille traumschwer um den Brückensteg. Wie scharf und fein ziseliert schaute er das alles bis in die letzte, entlegenste Linie und Färbung -- das verzweigte Geäder der hellen, smaragdenen Blätter entging ihm nicht im großen Bilde der grünen Wildnis, durch die die stampfenden Tierherden rasten, von Geheul und Gebrüll dem gähnenden Absturz des hohen Plateaus zugetrieben. Er, Aloys, sah sich unter einem glutenden Himmel, von jauchzender Jägerfreude zerrissen, zum Bersten voll von tobendem Lebensüberschwang. O, daß sie doch wiederkäme, diese Urwelt, der eisigen Fratze der Fabriken und Städte ins Gesicht zu schlagen!...

Da brauste es hinter ihm auf — ein Straßenbahnwagen sauste knirschend klingend über die nachteinsame Brücke.

Aloys fuhr herum, aufgerüttelt, aber nicht zurückgerufen in die graue Wahrheit seines Daseins, sondern erwacht und eingegangen in ein Leben, das ihn aus versunkenen Vergangenheiten ansah. Gierig starrte er nach, wie das Leuchtende zwischen den schwarzen Häuserzeilen hinflog, verdämmernd aufgesogen wurde und in Dunkelheit ertrank. Wie der Wurm sich wand inmitten der stürzenden, sinkenden Schlagschatten, angstvoll dem Ende zujagend... Bis ihn Schwärze spöttisch erdrosselte, unten im lichtlosen Grund. Im brauenden Verhängnis... Wie damals, auf den wolkenüberwölbten, nackten Ebenen, da sie die Wildrudel zusammenpfiffen, zu Haufen trommelten und in die ausweglosen Schluchten hetzten, so entschwand auch dieser, den Helle umwogte...

Und Aloys schlich nachtwandlerisch vom Brückensteg fort, tastete halb umgewandt mit den Augen das Dunkle im Straßenabgrund, überquerte den Fahrdamm und stand still vor einem Miethause. Aber er fühlte qualvoll, daß er hier zu sichtbar war. Ein schmaler, finsterer Flur gefiel ihm. Seine schwarze Verlassenheit strömte ein wenig Beruhigung aus. Kniend lehnte er den Kopf an die kühle Hauswand, lehnte den Kopf an eine sandige Fläche in einer Grube im unendlichen Grasmeer, die Horizonte abspähend, indes die Gefährten neben ihm ebenso auslugten in die Steppe, die fern der Himmel umschlang.

Noch einige der schütternden Wagen fuhren leuchtend heran, erklommen die Höhe des Brückenbogens, gingen erlöschend unter. Schon bei ihrem Nahen krümmte sich Aloys Körper, vor dem aufglimmenden Licht preßte er sich fest an die steinerne Mauer, als könne sie seinem Druck nachgeben. Die vorüberbrausende Helle ließ ihn jählings erstarren. Atemlos, unbeweglich lauernd, fegte Licht und Gefährt an ihm vorbei

Als der nächste schaukelnde Wagen heranrollte, konnte er sich nicht mehr bezwingen. Etwas fremd Vertrautes teilte begierig durch sein Blut hin, trieb, stachelte wiktete zum Angriff. Und es war eigentlich nichts Fremdes, das triumphierend von Aloys Besitz nahm, so wenig ihm jetzt der rasende Rausch fremd war, der die Blutsbrüderschaft vorzeiten um den erlegten, sterbenden Tiergiganten einte, daß sie allein in trunkenem Tanz ihr wildes Opfer umjubelten. Zitternd und bebend kroch es in seine Glieder, wirbelte ungebändigt durch den ganzen Körper. Rattern hallte dem Ankömmling voraus — wie Gebrüll aus angstvollen Kehlen duckte das wachsende Geräusch den Harrenden tiefer...

Da stand das glitzernde Tier vor ihm.

Mit flachem Hechtsprung schoß er aus seiner finsteren Verborgenheit, übersprang gestreckt den schmalen Fahrdamm und prallte hart an einen aufklirrenden Panzer. Einen winzigen Augenblick griffen gekrallte Hände in die Weichen des stählernen Feindes, wollte ein zuckender Leib sich festsaugen einschlagen in eine unnachgiebige Tierflanke, gierte ein einziger Wille nach Schmerzschreien, zerfetztem Fleisch, stoßweis schießendem Herzblut...

Es scharrte sich schwarz um ihn. Als der Fremde sich erschüttert, wortlos niederbeugte, lebte noch Glanz in seinen Augen, die das Wiedererkennen spiegelten. Dann fiel das Gesicht seitwärts. Aber der andere, der über ihn gebeugt Tränen weinte, Tränen die blind machten, sah nicht, daß sich Aloys Lippen wie zum Kuß wölbten, da ein armseliges, zwischen den Steinen nistendes Gras ihn berührte, bevor er verschied.

Was ich über das moderne Mädchen denke

Von Counteß of Oxforth-Asquith.

Kürzlich las ich einen „Ein modernes Mädchen“ unterzeichneten Artikel, betitelt „Wie wir über unsere Eltern denken“.

Die junge Dame sagt, daß die meisten ihrer Zeitgenossinnen sich kaum der Zeit erinnern, wo es keinen Krieg gab daß die sorgenerfüllte Atmosphäre, von der sie umgeben waren, eine ernüchternde, beinahe erschreckende Wirkung auf sie ausgeübt hätte, und daß sie sich nicht fürchteten, die Verantwortlichkeiten Erwachsener auf sich nehmen zu müssen Jeder nachdenkliche Mensch wird dieser Deduktion zustimmen Ist aber dieses Gefühl weit verbreitet?

Es mag sein; doch sind mir wenige Beweise zugegangen Ich habe vom 14. August bis September 1916 in Downing Street gelebt, habe die Schrecken und die Auswirkungen des Krieges aus nächster Nähe mitangesehen, und mein Herz wandte sich der jüngeren Generation zu, die mir bekannt war. Es erschien mir ungerecht, daß die strahlende Jugend mit ihrer früheren Fröhlichkeit und ihren großen Zukunftshoffnungen verstummen sollte Es hatte etwas Bitteres an sich, zu sehen, wie sie ihrer Spontaneität Schweigen gebot wie selbst ihre Liebe unfähig war, Tränen zu trocknen oder wie sie die besorgten Aufmerksamkeiten derer von sich ablenkte, die ihr am teuersten waren. Die meisten von uns dachten, daß das, was diese junge Dame schreibt, sich bewahrheiten würde, daß die Mädchen von heute durch den Anblick von Freunden und Verwandten einer anderen Generation, die nicht imstande war, die bohrenden Schmerzen ihres Herzens zu verbergen, von Verantwortlichkeit überwältigt werden und aus den furchtbaren Erfahrungen, von denen sie selber glücklicherweise verschont geblieben sind, Nutzen ziehen würden. Doch wer könnte dies von den jungen Damen sagen, die der Krieg zur Entwicklung gebracht hat? Wenn ich eine Kritik des modernen Mädchens geben soll, so müßte ich sagen, daß es überhaupt nichts vom Kriege gehört hat.

Es ist sonderbar, daß sie, weit davon entfernt, durch all die Aengste, die ihre Jugend verdunkelten, von einem starken Verantwortungsgefühl erfüllt zu sein, während des Krieges und später sich vielmehr in gewagte Liebeleien eingelassen haben und weit häufiger törichte Heiraten eingegangen sind, als mit den Theorien der jungen Dame, deren Ausführungen ich hier kritisiere, vereinbar ist.

Der Krieg hat einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Alle jungen Leute und viele junge Mädchen haben heute eine Anstellung gefunden, und der Backfisch müßte erst gefunden werden, der einen untätigen Menschen heiraten würde.

Die wahre Klage, die ich gegen mein Geschlecht von heute vorzubringen habe, ist — sie sind so selten „Gentlemen“. Ich glaube, Pascal war es, der gesagt hat: „Les femmes ont ni gout ni degout“, und es ist überraschend zu sehen, wie viele nette, junge Mädchen charakterlose Menschen heiraten, selbst wenn sie eine Stellung haben Die Entschuldigung, die für die meisten Torheiten von heute gegeben wird, ist, daß das Nervensystem der Hetze und dem Getöse des modernen Lebens nicht gewachsen ist. Kinos, Autos, Telephon und Flugzeug haben die Gemütlichkeit vertrieben Diese Ansicht wird unterstützt nicht nur von Krankenkassenärzten, sondern auch von Aerzten von Ruf. Man sollte meinen, daß der Krieg diese trügerische Theorie widerlegt hätte. Alle Angehörigen der Gesellschaftsklasse, über die ich schreibe, essen, trinken und schlafen zuviel. Nur als der Krieg all dies unmöglich machte, verschwanden die Hälfte der Grillen, und alle Nerven meines Geschlechtes. Nach meinen Erfahrungen ist noch niemand durch Ueberarbeit zu Schaden gekommen.

Der Fernsprecher erspart endlose Verzögerungen Ich weiß, daß das Erwarten der Antwort auf einen Liebesbrief durch unseren Straßenkehrer viel entnervender war, als am Telephon zwanzig Verabredungen zu treffen. Der

Rundfunk, vielleicht mit der Ausnahme des Marconitelegraphen, die bemerkenswerteste der neuen Erfindungen, ist weit davon entfernt, die Nerven aufzuregen.

Das Kleid, dessen Schließung in meiner Jugend Stunden erforderte, wird heute wie ein Hemd über den Kopf geworfen, und wenn ich den Ausgehanzug und den Trilbyhut betrachte, die von Mördern und Stutzern in gleicher Weise getragen werden, so glaube ich nicht, daß es irgendeinen Unterschied ausmacht, ob ein Herr sich für die Bondstreet (die eleganteste Straße Londons) oder für die Oper ankleidet

Die hervorstechendste Veränderung, die ich an dem Mädchen von heute wahrnehme, ist der Mangel an Ehrerbietung, Achtung und geistigem Temperament. Selbst auf der Universität erzogene junge Damen sitzen neben Männern von Rang, ohne die Lippen aufzutun, es sei denn, um zu essen Ich darf wahrheitsgemäß sagen, daß ich und meine Gespielinnen keine Gelegenheit verpaßt haben, mit Männern wie Gladstone, Lord Salisbury, Lord Balfour, Lord Wolseley, Milner, Birrell und Jowett, wie nicht minder auch mit Künstlern und Schriftstellern von Ruf uns anzufreunden. Die jungen Mädchen von heute glauben, daß ihr Leben, weil sie mehr Freiheit genießen, an Interesse und Lebensinhalt gewonnen habe, und daß ihre Unterhaltungen, da keine Erörterung, von der Geburtenbeschränkung an aufwärts, verboten ist, einen weiteren Rahmen bekommen hätten, und daß man ihnen besser zuhören müsse. Aber die Freiheit ist nur schätzenswert, weil sie einem Zeit gibt zu lernen, wie die Mehrheit des Volkes außerhalb des eigenen Erfahrungskreises lebt. Es gibt nicht Einengenderes und Schwächenderes als die restlose Verfolgung nur einer Welt. —

Natürlich gelten diese Ausführungen nicht für alle junge Mädchen, leider aber für den größten Teil.

Der zaghafte Schwabe

Von Walter Schmidkunz.

Ein wackerer Bergsteiger aus Schwabenland, hat den berühmten Christen Guler aus Klosters, wie dieser es selbst gern erzählte, einmal für eine Besteigung des Großlitzners in Dienst genommen. Unter Gulers tüchtiger Führung waren sie trotz des dichten Nebels, der Nähe und Ferne, Höhe und Tiefe verhüllte, auf ihren nicht leichten Weg gut voran gekommen. Der wackere Schwabe kletterte brav und forcht sich nicht. Jetzt standen die beiden glücklich beim Steinmann auf der Spitze — da zerrissen mit einommal die dichten Nebelschwaden, tieferliegende Felsen wurden frei und plötzlich enthüllte sich der Blick in die jähe Tiefe: „Um Gottaswilla, da bin i rufgschtiega?" fragte entsetzt und überwältigt der Schwabe und ein Zittern fuhr in seine Fußgelenke. „O mei liabs Herrgöttle, da gibts kei Nunterkomme nimme! Noi, noi — ausgschlossa!" Und er weigerte sich ernstlich, den sicheren Platz auf der Spitze zu verlassen, als Guler zum Abstieg mahnte. Der versucht's mit gutem Zureden: Er sei doch auch hraufgekommen — und das Seil sei stark — und der Christe Guler noch stärker... Alles Reden ist umsonst. „Wat id", sagt der Guler, „i wüßti en liechtere Wäg: wenn — d — Ihr den säben nit gahn welld, so mießd er äbn dablyben!" Da entschließt sich der Held, fest ans Seil genommen, sich die „Sach" wenigstens anzugucka. Kriecht, von Guler dirigiert, hinaus auf die Rippe, hinter der der Felsenweg abwärts führt. Aber wie von einer Natter gestochen, fährt unser Held zurück, als er die neue Tiefe vor sich sieht: „Noi, noi, und i geah net und ums Verrecka geah i net." Da ist aber Gulers Geduld zu Ende. Fest nimmt er seinen „Herrn", der über die Grausigkeit des Felsgebirges die Hände vor die Augen schlägt, ans Seil und — mit einem wohlgezielten Tritt, der in jene Gegend traf, die als Sitz der Seßhaftigkeit gilt, beförderte er seinen tapferen Herrn kopfüber hinter über die Felsen und Wandeln. Guler der Bär, steht wie ein gewachsener Fels dort oben und läßt das Seil in strammer Führung durch die rauhen Hände laufen, damit sich der Sturz nicht bis in die Ewigkeit ausdehnt. Jetzt stockt der Seilablauf — ein Zeichen, daß der „Herr" irgendwo gelandet sein muß, und fest liegt. Rasch steigt jetzt der Guler nach. „Chotzscheibechrist!" schreit er auf, als er da vor sich auf einem kleinen Schuttplatz seinen Herrn, der keinen Schnaufer mehr tut, regungslos liegen sieht, mit dem Gesicht nach unten. „Cheibeblitz", etz han ihn'n zu fest getret'n!" Er drehte ihn um, — er rüttelt ihn — matt schlägt er die Augen auf — Gottsgelobig, er ist nicht tot!" Wie ein Kind stellt ihn der Guler auf die Beine und zieht ihm Rock und Hosenzurecht. „G'sehd Er", sagt der Guler, „wenn 's nit anderschd geihd, so mueß es asen gahn und wennd — Ihr nit welld, denn aber chömed er halt nou — en Tritt in de Hintere!" „Noi, noi!" schreit da plötzlich der wieder ganz lebendig gewordene Schwab, „da geh i liaba z' Fuß!" Sprachs und machte sich an den Abstieg. Und siehe, er kletterte hinunter — wie ein Großer.

Den starken Guler hat er sich aber nimmer zum Führer genommen. „Ond überhaupt das Bergschloiga — schwätz mer nit davon!"

(Mit besonderer Erlaubnis des Paul Stangl Verlag, München, dem Buche „Zwischen Himmel und Erde" von Walter Schmidkunz entnommen.)

Die Löwenbändigerin

Von Wilhelm Groß.

Während der drei Jahre, die sie gemeinsam bei demselben Zirkus verbracht hatten, war sie ihm stets wie ein unerreichbares Wesen vorgekommen.

Abend für Abend stand er an der Barriere der Menage und betrachtete sie bewundernd, während sie in dem großen Käfig mit den sechs Löwen „arbeitete" — nein nicht mit den sechs — aber mit Felix. Die fünf andern waren nur für solche miekrigen, vertrottelten Unglückstiere, gewissermaßen Löwen ehrenhalber . . . aber Felix war das Raubtier von Profession, mit allen Eigenschaften der Katze, die hinter einer ganz dünnen Verschalung von Dressur und Furcht lauerte, nur sie hielt diese Furcht in ihrer kleinen Hand.

Das machte sie so groß in seinen Augen — so unendlich unnahbar und unerreichbar, daß er es nur wagte, sie zu bewundern . . .

Was war er selbst denn? Ein Gaukler. Nur ein Narr. Wenn er mit seinem schiefen, einstudiert-krampfhaften Lächeln in die Manege trat, um die Pausen auszufüllen, jubelten die Kinder über seine Albernheiten und seine Fratzen, während er die Seele voller Qual hatte, und die Erwachsenen nachsichtig lächelten, wie man es einem geistig Unterlegenen gegenüber zu tun pflegt — aber Bewunderung — die empfand niemand für ihn. Er wußte das alles sehr gut. Aber Lucie wurde bewundert und er war ihr Sklave, der ihr jeden Wunsch an den Augen ablas, der sich aber selbst nie erdreistete zu wünschen . . . Sie war unerreichbar.

Eines Sonntags nachmittags hatten die Artisten einige Stunden Freizeit. „Komm Josef, wir gehen ein wenig in den Wald", lachte sie und faßte ihn unter.

Es war sicher nichts anderes als eine Laune, daß sie ausgerechnet mit ihm in den Wald gehen wollte — aber — ihm schwindelte vor Glück.

Bald lagen sie auf einem kleinen Abhang, umgeben von grüngoldenem Licht und geheimnisvoll summender Stille.

Er lag auf dem Rücken und lauschte ihren ruhigen Atemzügen — so nahe, so nahe, — und ihre Hand lag dicht neben der Seinen. Er wagte aber nicht, danach zu greifen.

Man kann sein Geschick nicht zwingen — kann es vielleicht narren — aber nur für Augenblicke, aber nachher — was dann? —

Die Stille summte weiter ihre eigene einschläfernde Melodie. Nein, er wollte kein Dummkopf sein.

„Josef! — Ach — mein Gott — Hilfe! — Hilfe!! —' Sie warf sich ihm an die Brust. Mit einem katzenhaften Sprung stand er plötzlich mit ihr in seinem Arm auf

Dieser Augenblick hatte ihn zum Mann gemacht, zu einem Mann, der sein Weib verteidigt. Seine Brust schwoll Seine Muskeln spannten sich. Jeder Nerv seines Körpers erzitterte gegen den Feind, der ihn seines Besitzes zu berauben drohte. Sein linker Arm umschlang Lucie, und sein rechter hatte sich zum Schlag erhoben — und da sah er — indem er ihrem Blick folgte — und wie ein Blitz fuhr er hinab — und schleuderte den Feind ins naheliegende Gestrüpp . . .

Da wich die Angst von ihr. Bewunderung — Stolz leuchteten aus ihren Augen.

„Daß du wagtest, es zu tun — flötete sie glückselig — du mein — Ach ich habe ja eine so maßlose Furcht vor — Ringelnattern . . "

Merkworte:

Wie ist die Sonne doch so mild und klar!
Fühl's! In den Lüften schwingt verschwieg'ne Süßigkeit!
Ein leuchtend blauer Tag im Februar . . .
Nun sind die Veilchen und die Primel nicht mehr weit.

•

Ein Volk ohne Volksbräuche ist verbraucht